



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus der deutschen Geschichte

Treitschke, Heinrich von

Leipzig, 1918

Das Gefecht von Eckernförde.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83849](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83849)

Das Gefecht von Eckernförde.*)

Der Bericht des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg über das Eckernförder Gefecht ist bekanntlich von mehreren Schriftstellern Transalbingiens lebhaft angegriffen worden: von R. Jansen in einer eigenen Entgegnungsschrift, von dem kürzlich verstorbenen Rudolf Schleiden in seinen Erinnerungen, und neuerdings noch in einigen weniger erheblichen Aufsätzen. Ohne jeden Zweifel haben die Schleswig-Holsteiner in allem wesentlichen recht, wenn sie den Tag von Eckernförde zunächst als einen Tag des Glücks und des Ruhms für ihre eigenen Waffen preisen. Der Ton freilich, den sie in dieser Fehde anschlagen, erscheint zuweilen als ein wunderlicher Anachronismus; sie reden, als ob zwei Nationen sich um eine Trophäe stritten. Seit sie die Ehre haben, Preußen zu sein, sollten sie doch endlich von unserem Offizierkorps lernen, alle Deutsche schlechtweg als Landsleute zu behandeln und die Kriegsgeschichte ihrer Provinz ebenso gleichmütig zu betrachten, wie unser Generalstab schon längst die Frage erörtert, was irgendein pommerisches oder badisches Bataillon in den Kämpfen an der Lisaine geleistet habe. So makellose Normalmenschen, wie die meisten der in Schleidens Denkwürdigkeiten auftretenden Holsten, hat die gütige Natur in anderen Völkerschaften bisher noch nicht erzeugt. Aus den Lebensnachrichten und anderen hinterlassenen Papieren meines Vaters kann ich noch einige Mitteilungen geben, welche zwar an dem historisch feststehenden Gesamtbilde des Eckernförder Gefechts nichts ändern,

*) Die obige Schilderung, welche, wenn auch in veränderter Form sicherlich in die „Deutsche Geschichte“ aufgenommen worden wäre, hat Treitschke in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 76) im Jahre 1896 veröffentlicht.

aber Einzelheiten berichtigen oder ergänzen und zudem einen Einblick gewähren in die unglaubliche militärische Anarchie jener Tage. Das Reichsheer von 1849 war in seiner Organisation um kein Haar breit besser, als die eilende Reichsarmee von Roßbach, und es dünkt uns heute schon wie ein Märchen, daß solche Zustände kaum um ein halbes Jahrhundert hinter uns liegen.

Ein öffentliches Urteil über meinen lieben Vater steht mir nicht zu. Nur so viel darf ich sagen — weil die ältere Generation in meiner Heimat dies noch weiß —, daß er einer der allertüchtigsten Offiziere der sächsischen Armee war und dabei von einer anspruchlosen Schlichtheit, wie ich sie bei so gescheiten Männern nur sehr selten wiedergefunden habe. Er hatte den Winter über als Oberst und Kommandant eines sächsischen Infanterieregiments bei den Reichstruppen gestanden, welche die Zentralgewalt als fliegende Korps durch das unruhige Thüringen streifen ließ. Kaum war er von dort heimgekehrt, um in Leipzig den Befehl über die Halbbrigade leichter Infanterie zu übernehmen, so erhielt er einen Brief des Herzogs von Koburg vom 22. März. Der Herzog schrieb, die Zentralgewalt habe ihm das Kommando einer Brigade bei der mobilen Reichsarmee in Schleswig-Holstein übertragen, und bat meinen Vater, den er von der Dresdener Garnisonszeit her kannte, ihn als Freund und Ratgeber in diesem Feldzuge zu begleiten. Der Antrag war wenig verlockend: eine so unbestimmte Stellung mitten im Gewirr deutscher Bundeskontingente und an der Seite eines jungen Fürsten, der nur wenige Jahre im sächsischen Gardereiterregiment gedient hatte, ohne je besondere militärische Talente zu bekunden! Aber wie konnte ein Soldatenherz nach so langer Friedenszeit dem Rufe zum Kriege widerstehen? Seit mein Vater einst als siebzehnjähriger Freiwilliger an Bülow's niederländischem Winterfeldzug und der Belagerung von Antwerpen teilgenommen, hatte er kein Gefecht mehr gesehen. Den letzten Ausschlag gaben die bestimmt ausgesprochenen Wünsche des guten Königs Friedrich August, dem die Verbindung mit den ernestinischen Höfen sehr wichtig schien. Mein Vater war einige Jahre

lang sein Flügeladjutant gewesen und verehrte ihn von Herzen. So entschloß er sich denn, mit zwei anderen angesehenen sächsischen Offizieren, Hauptmann v. Stieglitz und Rittmeister v. Fritsch, den sogenannten Generalstab des Herzogs zu bilden; beide wurden späterhin Generale. Fritsch erwarb sich im Kriege von 1866 als Führer der Reiterei einen guten Namen.

Als der Herzog am 31. März mit seinem Stabe in Hamburg eintraf, erhielt er die Nachricht, daß seine Brigade bestimmt war, als Reserve im Rücken der Reichsarmee die Ostküste Schleswig-Holsteins zu decken. Mein Vater meinte: wir können da vielleicht die ersten Schüsse in diesem Kriege tun, vielleicht auch gar keinen Feind zu sehen bekommen. „Ja, wenn ich Glück hätte!“ — erwiderte der Herzog. Am nächsten Tage meldete er sich in Schleswig bei dem Oberbefehlshaber General v. Bittow und empfing die Weisung, mit der Reservebrigade die ganze weite Strecke von der Schlei bis zum Kieler Meerbusen zu bewachen, jedem Landungsversuche der Dänen rasch entgegenzutreten. Meinem Vater gefiel die kurze, klare, bestimmte Sprache des Generalz sehr, obgleich er, wie damals fast alle sächsischen Offiziere, eine tiefe Abneigung gegen die Preußen hegte. In der That zählt Bittow zu den tragischen Gestalten unserer Kriegsgeschichte: ein ernster, fester, zum Befehlen geschaffener Mann, so wie ihn Adolf Menzel auf dem schönen Reiterbilde darstellt — und doch durch ein finsternes Verhängnis hineingerissen erst in die Schmach der Berliner Märztage, dann in den Jammer dieses Schleswigischen Scheinkrieges. „Der unglückliche Bittow!“ — sagte mir Feldmarschall Moltke einmal mit dem Ausdruck tiefen Mitleids — „in solcher Zeit konnte man ja nichts leisten!“

Hier in Schleswig erfuhr der Herzog auch erst genau die Zusammensetzung seiner Brigade. Es bleibt doch wahr, daß Deutschland seit 1815 nie so uneinig gewesen war, wie in dieser Zeit, da die Redner der Paulskirche das neue Reich schon vollendet wähten. Die unbrauchbare alte Bundeskriegsverfassung hatte auf dem Papiere mindestens größere taktische Verbände

vorgeschrieben; sie brach sofort zusammen, als die Revolution hereinstürmte, und jeder Fürst, für seinen Thron zitternd, seine Truppen ängstlich daheim zu halten suchte. Die Erfüllung der einfachsten Pflichten gegen das große Vaterland beklagte man jetzt als ein schweres Opfer; und um den Dynastien diese Opfer zu erleichtern, beschloß die ohnmächtige Centralgewalt, die mobile Reichsarmee so bunt wie möglich zusammenzusetzen. In dem schleswig-holsteinischen Kriege waren nahezu alle deutschen Staaten mit irgendeinem kleinen Häuflein vertreten. Zu der Reservebrigade gehörten fünf Bataillone Infanterie, je eines aus Württemberg, aus Baden, aus Meuß, aus Gotha, aus Meiningen; dazu zwei leichte Feldbatterien, je eine aus Nassau und aus Hessen-Darmstadt; dann noch zwei Schwadronen hanseatischer Dragoner und schließlich der königlich sächsische Generalstab. Neun deutsche Stämme oder Nationalitäten, wie man damals zu sagen pflegte, bildeten also zusammen eine Brigade, die, als sie sich endlich ganz versammelt hatte, mit 3928 Mann, 12 Geschützen und 223 Kavalleriepferden ausrücken konnte, mithin nicht viel stärker war, als ein vollzähliges Regiment. Und neben dieser wunderbaren Heerschar standen noch, allein den Befehlen des Generals Bonin, des Kommandierenden der Herzogtümer, untergeben: zwei in der Bildung begriffene schleswig-holsteinische Reservebataillone in Kiel und Eckernförde, desgleichen die schleswig-holsteinische schwere Artillerie in der kleinen Feste Friedrichsort und in den Strandbatterien an den beiden Meerbusen. Vergeblich verlangte der Herzog das Kommando auch über diese Truppen. Pittwig tröstete ihn auf die Zukunft und schärfte ihm nur wiederholt ein, mit den Schleswig-Holsteinern, die für jetzt noch selbständig bleiben mußten, immer ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Der Herzog sollte also eine weite Küstenstrecke mit einem Häuflein zweifelhaften Fußvolks bewachen, doch über das wichtigste Verteidigungsmittel, über die Festungsgeschütze der Strandbatterien, durfte er nicht verfügen.

Der Grund dieser widersinnigen Anordnungen lag in den

diplomatischen Wirren, welche bald den ganzen Feldzug verderben sollten. König Friedrich Wilhelm sah in den Holsten nur noch Rebellen und wünschte längst, herauszukommen aus diesem Kriege, den er vorm Jahre fast wider Willen begonnen hatte. Beim Abschied von den Offizieren der Garde sagte Prittwitz traurig: „Wünschen Sie mir nicht Glück zu diesem Kommando!“ Er deutete damit an, daß er geheime Weisungen besaß, deren Wortlaut freilich wohl nie bekannt werden wird. Ihr Sinn aber ergibt sich für Unbefangene aus dem ganzen Verlaufe des Feldzuges; der Bundesfeldherr sollte nichts Entscheidendes wagen und die Dinge hinzuhalten suchen, bis die Vermittlung der Großmächte den ersehnten Frieden herbeiführte. Daher die lahme, mit Prittwitz' kräftigem Charakter so ganz unvereinbare Kriegsführung, die volle drei Viertel des überlegenen Heeres zur Verteidigung der Seeseite verwendete, und nur ein Viertel zu schwachen Offensivstößen übrig behielt. In der jungen schleswig-holsteinischen Armee dagegen lebte, obgleich die letzten Ziele dieses gegen den König-Herzog und zugleich für ihn geführten Krieges immer dunkel blieben, doch ein kräftiger Dänenhaß und der ehrliche Wille, zu schlagen und zu siegen. Sie witterte bald heraus, daß dem Oberbefehlshaber dieser Wille fehlte; das alte, schon durch den kläglichen Malmöer Waffenstillstand erweckte Mißtrauen gegen Preußen verschärfte sich mit jedem Tage; und der in solcher Lage allerdings entschuldbare schleswig-holsteinische Partikularismus trat bald ebenso rücksichtslos auf, wie der Sondergeist aller anderen Bundesstaaten. Bonin, obwohl selbst preußischer General, geriet mit Prittwitz in Mißhelligkeiten, welche bald fast zur Unbotmäßigkeit führten; er weigerte sich sogar, Parole und Feldgeschrei von dem Oberbefehlshaber anzunehmen. Unter diesen Verhältnissen mußte Prittwitz Bedenken tragen, die Strandbatterien den Befehlen des Herzogs zu unterstellen und also die Empfindlichkeit der Schleswig-Holsteiner zu reizen.

Mißmutig verließ der Herzog das große Hauptquartier. Er klagte über das kühle, ironische Wesen des Oberbefehlshabers.

Nicht ganz mit Recht. Einem preussischen Generale ließ sich doch kaum zumuten, daß er diese Reservebrigade und ihre neun Nationalitäten mit feierlicher Ernsthaftigkeit betrachten sollte; und wenn er dann äußerte, vielleicht würde gerade bei den Truppen des Herzogs der erste Schuß dieses Krieges fallen, so war auch dies nicht boshaft gemeint. Er sagte damit nur dasselbe, was mein Vater schon in Hamburg ausgesprochen hatte und was jedem erfahrenen Soldaten als möglich erscheinen mußte. Aber kühl hatte der General allerdings gesprochen. Denn der Herzog, der sich einige Monate nachher mit leidenschaftlichem Eifer der preussischen Sache zuwendete, war damals — in den Tagen, da König Friedrich Wilhelm die Frankfurter Kaiserkrone ablehnte — ein ebenso leidenschaftlicher Gegner Preußens und zeigte seine Gesinnung so unverhohlen, daß selbst mein Vater, um der militärischen Manneszucht willen, ihn zuweilen warnen mußte. Darum hatte er sich beim Könige von Sachsen die Erlaubnis erbeten, in diesem Feldzuge als sächsischer Generalleutnant aufzutreten, und sich nur mit sächsischen Offizieren umgeben. Das ward ihm von Pittwitz wie von dem Reichskriegsminister General Peucker sehr übel vermerkt.

Am nächsten Tage, 2. April, begab sich der Herzog über Rendsburg nach Gattorf, das an der großen, sechs Stunden langen Kiel-Eckernförder Landstraße etwa Mitte Wegs, etwas näher nach Eckernförde zu, gelegen ist. Diese Straße bildet die Sehne des Bogens, den der Dänische Wohld, die weit nach Osten vorspringende Halbinsel zwischen den beiden Meerbusen, beschreibt. Hier war das gegebene Hauptquartier der Brigade. Über dem Kirchturme stand ein hohes Gerüst; da droben hing auf schwanker Leiter, vom Winde geschaukelt, ein wackerer, seefundiger Mann, der Tischler Kaliffen, mit seinem Fernrohr und telegraphierte in der denkbar einfachsten Weise — durch Kugeln, die an Querstangen hingen — wenn Kriegsschiffe sich einem der beiden Meerbusen näherten. Von der Brigade waren vorerst nur etwa 2150 Mann zur Stelle: die Bataillone Meiningen, Gotha, Reuß und die nassauische Batterie

mit sechs Geschützen. Von dieser Kriegsmacht wurde verlangt, daß sie eine wellige, von Knicks und Hohlwegen durchschnittene, an Mooren und Gehölzen reiche Halbinsel bewachen und an zwei Meerbusen zugleich den lächerlichen Kampf des Hundes gegen den Fisch führen sollte, ohne jede Möglichkeit, Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Wie schwer es hält, vom Lande her den Bewegungen der Kriegsschiffe zu folgen, das lernte man vom ersten Tage an aus den immer unsicheren und widersprechenden Meldungen der Signalstationen. Ja noch heute steht nicht unzweifelhaft fest, welche Schiffe eigentlich an dem Gefechte des 5. April teilgenommen haben. Die schleswig-holsteinischen Offiziere in Eckernförde glaubten am Abend des 4. April, als die dänische Flottille in den Meerbusen einsegelte, neben dem Linienschiffe und der Fregatte auch eine Korvette zu bemerken; und der Kommandant der Nordbatterie, Jungmann, berichtete am 5. ganz bestimmt, daß eine Korvette oder Brigg zu Anfang des Gefechts die beiden großen Schiffe unterstützt habe, nach 1½ Stunden jedoch seewärts absegelt sei. Hieraus entstand die von Jansen und anderen vertretene Ansicht, die Korvette „Galathea“ hätte mitgekämpft. Die „Galathea“ lag aber nachweislich am 4. April um Mittag noch im Ekenfunde, einer Nebenbucht der Flensburger Förde, und wechselte dort bei Gravenstein Schüsse mit einer deutschen Batterie; es scheint mithin fast unmöglich, daß sie schon in früher Abendstunde in den Eckernförder Busen gelangt sein sollte. Die amtlichen Berichte der Dänen erwähnen mit keinem Worte ihrer Teilnahme an dem Gefechte; und warum sollten sie absichtlich verschweigen, was doch der ganzen Flottille bekannt sein mußte? Auch Moltkes Geschichte des dänischen Krieges nimmt an, daß die „Galathea“ nicht zugegen war. Ich glaube daselbe; ich vermute, daß Jungmann in dem dicken Pulverdampfe des Gefechts sich getäuscht hat, bin aber gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen.

Was unter so wunderlichen Umständen geschehen konnte, geschah. Von den drei vorhandenen Bataillonen der Reservebrigade wurde das eine, Neuß, links in den Ortschaften dicht

bei Eckernförde einquartiert; das zweite, Meiningen, rechts am Eiderkanale, nahe bei Kiel und Friedrichsort; das dritte, Gotha, nebst der nassauischen Batterie, stand in der Mitte beim Hauptquartier zu Gettorf, um nöthigenfalls nach dem einen oder dem anderen Meerbusen zu eilen. Am nächsten Morgen, 3. April, sollten die Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande wieder beginnen. Der Herzog ritt mit seinem Stabe nordwärts, um den Eckernförder Busen, der zunächst bedroht schien, zu besichtigen. Der Meerbusen erstreckt sich fast vier Meilen lang, über eine Meile breit, von Ost nach West bis zur Stadt Eckernförde. Sie liegt ganz ungedeckt auf einer Halbinsel zwischen dem Meere und einem großen Salzwasserseebecken, dem Windebyer Noor, das, ähnlich wie der bekannte Kleine Kiel in Kiel, durch einen kurzen, engen Meeresarm mit dem Meerbusen zusammenhängt. Jenseits dieses Meeresarmes, auf dem nördlichen Ufer des Busens, lag das Seebad Borby, dann weiter östlich, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, die mit zwei Bombenkanonen und vier Vierundzwanzigpfündern bewaffnete Nordbatterie auf einer kleinen Landzunge dicht am Strande. Mein Vater sah sogleich, daß diese Batterie zwar zur Bestreichung des Hafens sehr günstig lag, doch von hintenher, von einer beherrschenden Waldhöhe aus, durch Landungstruppen leicht genommen werden konnte. Man sprach darüber mit dem Kommandanten Jungmann — denn zu befehlen hatte der Herzog hier nichts — und beide Teile stimmten darin überein, daß schleunigst eine Verschanzung aufgeführt werden müsse, um die Nordbatterie im Rücken zu decken. Schräg gegenüber, mehr im Innern des Meerbusens, kaum eine Viertelstunde von der Stadt, lag die Südbatterie, mit vier schweren Geschützen ausgerüstet. Sie war durch eine nur für Infanterie brauchbare Redoute leidlich gegen die Landseite hin gesichert. In der Stadt Eckernförde stand nur eine Kompagnie des von Hauptmann Irminger befehligten schleswig-holsteinischen Reservebataillons; zwei andere waren zur Beobachtung des Strandes und zur Deckung der beiden Schanzen verwendet, die vierte nach Friedrichsort abgegeben.

Am 4. April besichtigte der Herzog die Feste Friedrichsort an der Kieler Förde, dann zu Schiff die noch unvollendete Schanze bei Labö gegenüber und die ganz unbrauchbaren Verschanzungen beim Düsternbrooker Gehölz, endlich die Mündung des Eiderkanals, wo sechs kleine schleswig-holsteinische Kanonenboote fertig lagen, sechs andere noch gebaut wurden. Kaum war der Stab am späten Nachmittag von diesem Ritte heimgekehrt, da kam schon die Nachricht von der Küste, daß eine feindliche Flotte im Eckernförder Meerbusen eingelaufen sei. Mein Vater eilte sofort selbst nach Alschau am Südstrande der Bucht und sah hier bei hellem Mondschein, wie das dänische Geschwader am Eingange des Meerbusens, am südlichen Ufer, außerhalb des Bereichs der deutschen Batterien, vor Anker lag.

So schien denn der feindliche Landungsversuch, von dem das Gerücht in den Herzogtümern schon seit Wochen sprach, gleich am zweiten Tage des Feldzugs sich zu verwirklichen. In der dänischen Marine war der Übermut seit den wohlfeilen Erfolgen des Sommers 1848 sehr hoch gestiegen. Damals hatte sie das Meer beherrscht, die Küsten des zur See waffenlosen Deutschlands blockiert, viele unserer Handelsschiffe aufgebracht. Und das alles ungestraft. Denn das mit Dänemark eng befreundete Hamburg bewirkte bekanntlich, daß der sterbende Bundestag den Antrag Preußens, die dänischen Schiffe mit Embargo zu belegen, im Namen des Völkerrechts und der Menschlichkeit verwarf. Stolzter denn je wehte der Danebrog über den Fluten, weil er nie einen Feind zu bekämpfen fand. Jetzt prahlte man in Kopenhagen mit einem kühnen Flottenzuge, der das einzige Kriegsschiff Preußens, die „Amazone“, die in Danzig zur Ausbesserung in den Schlingen lag, plötzlich überfallen und nach Dänemark entführen sollte. Man spottete über den alten Grundsatz, der in diesen Tagen der Segelschiffahrt allgemein für ein Axiom galt, über den Satz, daß Schiffe gegen Strandbatterien stets im Nachteil sind. Nur diese Überschätzung der Seemacht erklärt die widerspruchsvollen Anordnungen, welche der Oberbefehlshaber der dänischen Streitkräfte, General Krogh,

für die ersten Tage des Feldzugs traf. Während die Landtruppen zugleich von Alsen und von Jütland her das Reichs-
heer in Nordschleswig angriffen, sollte ein Teil der Flotte durch
einen Vorstoß gegen den Eckernförder Busen die Ostküste be-
unruhigen, die Strandbatterien überfallen, Eckernförde nehmen,
falsche Nachrichten verbreiten, vielleicht auch die Nachhut der
Reichsarmee im Süden festhalten. Für diese Aufgabe wurden
dem alten Kapitän Paludan das schönste Linieneschiff der Flotte,
der „Christian VIII.“ mit 84 Kanonen, und ihr bester Schnell-
segler, die Fregatte „Gefion“ mit 48 Kanonen, zugewiesen; zur
Unterstützung und nötigenfalls zum Schleppen dienten die beiden
Dampfer „Hekla“ und „Gehser“ mit je acht Kanonen. Also
148 schwere Geschütze gegen die zehn der Strandbatterien! Der
eine Dampfer führte im Schlepptau drei Yachten, die zusammen
eine starke Kompanie von 250 Mann Landungstruppen an
Bord trugen — viel weniger, als die Deutschen erwarteten.
Offenbar ein ganz zweckloses Unternehmen: für eine Alarmie-
rung war die aufgebotene Macht viel zu stark, für einen ernst-
haften Landungsversuch zu schwach. Im letzten Augenblicke, am
4. April, wurden diese Anordnungen widerrufen, da der Vor-
marsch des Landheeres unterbleiben sollte. Paludan aber erhielt
die Gegenbefehle nicht mehr und gelangte mit seinen sieben
Schiffen in den Meerbusen, ohne recht zu wissen, was zu be-
ginnen sei.

Sobald mein Vater sich von der Anwesenheit der Schiffe
überzeugt hatte, eilte er in das Hauptquartier zurück. Das Ba-
taillon Reuß erhielt Befehl, sofort nach Eckernförde zu mar-
schieren, das Bataillon Meiningen, als Reserve nach Gettorf
nachzurücken. Das Bataillon Gotha und die Batterie Nassau
führte der Herzog selbst um Mitternacht von Gettorf aus bis
zu dem großen Schnellmarkter Gehölz. Hier tritt die Kieler
Landstraße an das Südufer des Meerbusens und führt dann,
westwärts abbiegend, dicht am Strande hin an der Südschanze
vorüber bis nach Eckernförde. Der Wald wurde im Dunkel
der Nacht sorgfältig abgesucht; denn wer konnte wissen, ob nicht

mittlerweile Dänen gelandet waren? Als sich nichts Verdächtiges vorfand, fuhr die nassauische Batterie am Strande vor dem Waldrande auf, in vorteilhafter Stellung, der Nordschanze schräg gegenüber, etwas weiter nach Osten. Das Bataillon fand am Walde genügende Deckung. Darauf ritt der Herzog mit seinem Stabe nach Ederförde und besprach sich dort mit Hauptmann Irmingier wegen der gemeinsamen Verteidigung der Stadt.

Der Morgen graute; die Zeit, da eine Landung vielleicht gewagt werden konnte, war längst vorüber. Bald nach Tagesanbruch beobachteten die in Ederförde am Ufer versammelten Offiziere, wie die Schiffe fern bei Mischau sich zu bewegen begannen und dann seewärts nach dem östlichen Eingange des Meerbusens segelten. Alle glaubten nunmehr, die Dänen hätten das Unternehmen gegen Ederförde aufgegeben und wendeten sich der hohen See zu. Aber wohin dann? Wahrscheinlich doch gegen den Kieler Meerbusen, und zu dessen Verteidigung war die unglückliche Reservebrigade ja auch verpflichtet. Man beschloß, das Bataillon Reuß vorläufig in Ederförde stehen zu lassen; der Herzog selbst blieb dort zurück, um den vollständigen Abzug der Schiffe abzuwarten. Mein Vater aber sprengte nach dem Schnellmarker Holze, sendete für alle Fälle zwei der nassauischen Geschütze nach dem anderen Ufer zur Unterstützung der Nordschanze und führte die übrigen vier nebst dem Bataillon Gotha nach Gettorf, von wo sie bei drohender Gefahr nach der Kieler Förde eilen konnten. Doch schon auf dem Marsche kam die Nachricht, daß die Schiffe zurückgekehrt seien und den Angriff gegen die Nordschanze begonnen hätten. Als bald ward umgekehrt. Hauptmann Müller führte seine vier Geschütze im Galopp zu dem kaum verlassenen Halteplatz am Schnellmarker Holze, ließ abproben und alsbald feuern; etwas später langte das Bataillon wieder am Walde an. So kam es, daß diese Truppen erst nach Beginn des Gefechts in die Stellung wieder einrückten, die ihnen schon in der Nacht angewiesen worden war.

Der Irrtum war sehr begreiflich. Paludan hatte früh vor

5 Uhr seine Kapitäne zum Schiffsrat versammelt und wahrscheinlich schon in der Nacht erfahren, daß Reichstruppen in der Nähe standen; denn die Dänen besaßen am Lande viele Spione, vornehmlich unter den alten Seeleuten, die ihres Danebrog's nicht vergessen wollten. Genug, der Schiffsrat erkannte, daß eine Landung von 250 Mann Infanterie aussichtslos war. Damit verlor eigentlich die ganze Unternehmung ihren Sinn. Gleichwohl ward sie nicht völlig aufgegeben. Nach den Verhören vor dem dänischen Kriegsgerichte müssen wir annehmen, daß allein der reizbare Seemannsstolz den verhängnisvollen Entschluß verschuldete. Als Kapitän Wschlund von der „Hekla“ sagte: es wäre doch eine Schande, wenn wir mit dieser Masse von Kanonen vor ein paar elenden Strandbatterien zurückweichen — da wollte niemand kleinmütig erscheinen, und der Schiffsrat beschloß, den Angriff auf die beiden Schanzen zu wagen. Bei Tagesanbruch fuhren die drei Yachten mit den Landungstruppen rückwärts nach der hohen See. Auch das Linienschiff und die Fregatte segelten anfangs gegen Osten, als ob sie sich aus dem Meerbusen zurückziehen wollten, und diese Bewegung verleitete die entfernten Beobachter am Eckernförder Strande zu der Annahme, das ganze Geschwader verlasse die Förde. Selbst Jungmann, der den Schiffen viel näher stand, glaubte anfangs, die Flottille wolle absegeln. Aber die beiden großen Schiffe kreuzten nur, um sich klar zum Gefechte zu machen. Plötzlich, gegen 7 Uhr, wendeten sie sich in weitem Bogen und segelten, das Linienschiff voraus, vom frischen Ostwinde getrieben, bis auf tausend Schritt an die Nordschanze heran; links in zweiter Linie die beiden Dampfer.

Doch der rechte Mann stand auf der rechten Stelle: Eduard Jungmann, ein aus Polnisch-Lissa gebürtiger preußischer Artillerieoffizier, der während der letzten Jahre in der Türkei als Instruktor gedient und am Bosporus 450 Strandgeschütze befehligt hatte. Er allein unter allen deutschen Soldaten hier am Meerbusen besaß mithin Kenntniß vom Seewesen und von der Küstenverteidigung. Erst wenige Tage vor dem Beginn

des Feldzugs war er im Hauptquartier der Schleswig-holsteinischen Armee erschienen, um seinen guten Degen der deutschen Sache anzubieten; der preußische Hauptmann v. Delius, der treffliche Generalstabschef der Schleswig-Holsteiner, hatte den Fremdling, der noch im Fes und halborientalischer Tracht einherging, sogleich durchschaut. Nach zwei Stunden schon war Jungmann zum Hauptmann ernannt und — so unfertig lag noch alles — als einziger Offizier mit dem Befehle über die zehn Geschütze der beiden Strandbatterien beauftragt. Erstaunlich, wie der strenge, stolze, kleine Mann seine Leute jetzt scharf in die Schule nahm und in kurzem zu leidlichen Artilleristen ausbildete; es waren 55 Mann in der Nordschanze, 37 in der Südschanze. Das Kommando in der Südschanze übertrug Jungmann dem Unteroffizier v. Preußner, einem jungen Landwirt, der um des Vaterlandes willen freiwillig eingetreten war und hinter bescheidenem Wesen die unbeugsame niederdeutsche Willenskraft verbarg. Als die Schiffe gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr zum ersten Male ihre Breitseiten entluden, trat Jungmann auf die Brustwehr hinauf, um seiner jungen Mannschaft zu zeigen, daß nicht jede Kugel trifft. Die Dänen schossen lagenweise, so daß die Deutschen in den Zwischenzeiten ihre über Bankfeuernden Geschütze immer bedienen konnten, und sie zielten unbegreiflich schlecht, obgleich die See noch nicht sehr hoch ging. Die Deutschen dagegen fanden an den mächtigen Schiffskörpern ein breites Ziel, und keine ihrer Kugeln ging fehl.

Bald griff auch die Südschanze kräftig in den Kampf ein, nachher auch die vier nassauischen Geschütze am Schnellmarker Holze. Ihr Kommandant, Hauptmann Müller, ein entschlossener alter Soldat, der schon bei Waterloo mitgefochten hatte, verfeuerte in einer Stunde 120 Kugeln und 28 Granaten, und er hatte Glück: eines seiner Geschosse schlug trotz der weiten Entfernung dem einen Dampfschiff in die Maschine, die fast im selben Augenblicke von einer Kugel aus der Nordschanze getroffen wurde. Der Dampfer mußte, um den Schaden auszubessern, für einige Zeit den Hafen verlassen. Die Kartätschen

der Dänen hingegen gingen allesamt zu kurz, ihre Kugeln und Granaten zu hoch, so daß die Nassauer in dem ungeheuren Getöse gar keine Verluste erlitten. Als das Gefecht sich westwärts, tiefer in den Hafen hinein, zog, da vermochten die schwachen Feldgeschütze den Feind nicht mehr zu erreichen, und mein Vater ließ sie vorläufig das Feuer einstellen; ihre Stellung durften sie natürlich nicht wechseln, da die Schiffe sich ja in jedem Augenblick wieder ostwärts wenden konnten. Mein Vater selbst blieb vor dem Gehölze halten, denn er sagte sich, daß sein Platz da war, wo der Hauptteil der Brigade stand; wie durfte er in Abwesenheit des Herzogs diese Truppen ganz ohne Leitung lassen? Etwas später, gegen 10 Uhr, hatten auch die beiden nach dem Nordstrande entsendeten nassauischen Kanonen endlich ihr Ziel erreicht. Des Weges unkundig, waren sie in dem schwierigen Terrain eine Weile umhergeirrt, bis ihnen Jungmann eine Aufstellung westlich von der Nordschanze anweisen ließ. Hier begannen sie, hinter den Knick versteckt, sogleich ihr Feuer, und obwohl ihre kleinen Kugeln wenig Schaden anrichteten, so blieb ihre Beihilfe doch nicht ohne Folgen. Die längst durch den kräftigen Widerstand erschreckten Dänen glaubten in den armseligen zwei Feldkanonen eine starke Artilleriemasse zu sehen und richteten ihr Feuer eine Zeitlang gegen diese Knick.

So gewann Jungmann etwas Luft und konnte seine bedrängte Nordbatterie zur Fortsetzung des Kampfes herstellen. Er hatte zwar an Mannschaft nur wenig verloren, doch zwei von seinen sechs Geschützen, zuletzt noch ein drittes, waren beschädigt. Trotzdem ließ er seine Leute ununterbrochen, wenn auch langsamer, feuern; mit dem Säbel in der Hand trieb er die zagenden jungen Infanteristen der Deckungsmannschaft aus ihrem Blockhaus heran. Das Pulvermagazin, das einmal nahe daran war, mitsamt der Schanze in die Luft zu fliegen, wurde noch rechtzeitig geschützt, und die herabgeschossene deutsche Fahne flatterte wieder hoch in den Lüften. Statt diesen nächsten und gefährlichsten Feind, die Nordschanze, zuerst gänzlich niederzukämpfen, ließ Paludan in seinem Seemannsstolze die Schiffe

zwischen den beiden Schanzen hindurch segeln, um dann beide zugleich mit den Breitseiten zu beschießen. Der anhaltende, beständig wachsende Ostwind drängte die Schiffe weiter westwärts, als beabsichtigt war, bis nahe an die Stadt heran. Die „Gefion“ geriet ins Treiben, ihre Anker schleppten am Grunde, sie drehte sich und bot den Deutschen ihren Spiegel dar, so daß sie von zwei Seiten her das ganze Deck entlang beschossen wurde, ohne selber ihre Breitseiten entladen zu können. Ein Vorstoß der Schiffe gegen die Südschanze, der auch die Häuser der offenen Stadt nahebei mit einem Kugelregen überschüttete, richtete nichts aus. Der wackere Preußer verlor zwar zwei von seinen vier Geschützen, doch er hielt aus, unerschütterlich wie Jungmann gegenüber. Umsonst unternahmen die Dampfer mehrmals, die Segelschiffe aus der Förde hinauszuschleppen. Das Glück blieb den Deutschen treu; das Schlepptau zerriß, beide Dampfschiffe mußten, selbst beschädigt, das Gefechtsfeld vorerst verlassen. Auch ein Versuch, die Schiffe durch Warpen am vorausgeworfenen Ankertau hinauszuziehen, blieb vergeblich. Gegen 1 Uhr endlich hißte das Linienerschiff die Parlamentärflagge.

Der Herzog war durch den unvermuteten Beginn des Gefechts von seinem Stabe und dem größeren Teil seiner Brigade getrennt worden, und er versäumte die Zeit, da er noch schnell zu seinen Truppen zurückkehren konnte. In einem geordneten Heere versteht es sich von selbst, daß der Höchste im Range während des Gefechts ohne weiteres den Oberbefehl übernimmt. Bei diesen Reichstruppen stand es anders; sie sollten nur neben den Schleswig-Holsteinern tätig sein. Ihrem General war ausdrücklich verboten, den Strandbatterien Weisungen zu geben, und Jungmann würde solchen Befehlen im Falle der Meinungsverschiedenheit auch sicherlich nie gehorcht haben. Der Herzog mußte sich also mit der Rolle eines Zuschauers begnügen, so lange eine Landung nicht versucht wurde, und ritt mit Hauptmann Stieglitz planlos hin und her. Er verweilte lange an der Windmühle von Borby, wo er nichts nützen, nicht einmal den Gang des Gefechts genau überblicken konnte. Dann ritt er

nach Eekernförde zurück, eben in dem Augenblicke, da die Schiffe der Stadt nahe zutrieben. Er vermutete, jetzt würde eine Landung gewagt werden — denn die Deutschen wußten nicht, daß die beiden großen Schiffe gar keine Landungstruppen an Bord hatten —, und führte daher das Bataillon Reuß, das bisher hinter der Stadt gedeckt gestanden hatte, bei starkem Kartätschenhagel an den Strand hinaus. Der Vormarsch erwies sich sogleich als nutzlos, die Dänen dachten längst nicht mehr an eine Landung. Für alle Einzelheiten kann ich hier nicht einsteigen, da mein Vater selbst nicht zugegen und ganz auf die nicht immer genauen Erzählungen des Herzogs angewiesen war. Soviel ist sicher, der Herzog fühlte endlich, daß er nicht länger in einem Winkel verweilen durfte, wo nur ein kleiner Teil seiner Brigade, das Bataillon Reuß mit 560 Mann, stand; und dies war auch Jungmanns Meinung. Doch wie nach dem Schnellmarker Holze gelangen? Der nächste Weg, die Landstraße am Strande, war jetzt völlig gesperrt, seit der Angriff gegen die Südschanze begonnen hatte; der Straßenrand bildete den Kugelfang für die fehlgehenden Geschosse von 70 schweren Kanonen, der Damm war auf weite Strecken hin zerstört, von den Chausséegehäusen lag kein Stein mehr auf dem andern. Selbst ein einzelner Reiter konnte hier nicht durchkommen. Darum beschloß der Herzog, mit Hauptmann Stieglitz einen weiten Umweg landeinwärts einzuschlagen; auf die Schnelligkeit seines schönen englischen Rosses konnte er sich verlassen. Leider kannte er den Weg nicht. Er mußte zuerst das weite Binnenwasser des Windebyer Moors umreiten, geriet dann zwischen den Knicks auf Querwegen in die Irre und gelangte erst spät an den Goos-See hinter dem Schnellmarker Holze. Hier sanken die Pferde in den nassen Wiesen ein; die beiden Reiter mußten absitzen und das Moorland mühsam durchwaten. Erschöpft und völlig durchnäßt trafen sie endlich gegen 1 Uhr bei den Truppen am Südstrande ein. Wie die Dinge lagen, war der Ritt des Herzogs unvermeidlich und sein widerwärtiger Verlauf mehr ein Mißgeschick, als eine Schuld. Geborenen Kriegsmännern pflegen

Unglücksfälle solcher Art allerdings nicht leicht zu widerfahren.

Unterdessen blieb das Glück den kämpfenden Kameraden unverbrüchlich treu. Die Parlamentärslagge des Linienschiffes erschien den Deutschen wie gerufen, da sie während der Unterhandlungen ihre beschädigten Geschütze wiederherstellen konnten. Paludan übersendete ein Schreiben „an die oberste Zivil- und Militärbehörde von Eckernförde“, das die Einstellung des Feuers und freien Abzug der Schiffe forderte, widrigenfalls die Einschüchterung der Stadt androhte. Wer war befugt, dies Schreiben zu beantworten? Sicherlich nur Jungmann. Einen Stadtkommandanten für Eckernförde hatte das schleswig-holsteinische Armeekommando nicht ernannt, nur einen Etappenkommandanten, Hauptmann Wigand. In den beiden Schanzen aber befehligte Jungmann allein; er hatte das Feuergefecht geleitet, er allein war berechtigt, es einzustellen oder fortzusetzen. Der Herzog durfte nach seinen Instruktionen bei dieser Entscheidung nur mitraten, nachdem seine sechs nassauischen Geschütze doch ein wenig mitgeholfen hatten. Eine Entscheidung stand ihm nicht zu. Da er eben jetzt auf seinem unglücklichen Ritte umherirrte, und man ihn nicht auffinden konnte, so fuhr Wigand mit den Eckernförder Stadtbehörden zur Nordschanze, wo sie Jungmann und den Kommandanten des schleswig-holsteinischen Reservebataillons, Irmingier, trafen. Die Antwort verstand sich für tapfere Männer von selbst, und es steht einer großen Nation schlecht an, davon viel Aufhebens zu machen. Durch das Parlamentieren hatten die Dänen den kläglichen Zustand ihrer Schiffe, den man am Strande noch nicht vollständig übersah, selber verraten. Die Deutschen hielten den Sieg in der Hand; es wäre Wahnsinn gewesen, die sichere Beute ohne jeden erdenklichen Grund fahren zu lassen. Die angedrohte Beschießung von Eckernförde konnte nicht schrecken, da die Dänen die Stadt schon vor den Unterhandlungen heftig, aber ohne nennenswerten Erfolg beschossen hatten. Die drei schleswig-holsteinischen Offiziere erwiderten kurz, daß sie das Gefecht fortsetzen würden und den

Dänen die Verantwortung für die Beschießung einer offenen Stadt überließen. Zur Mitunterzeichnung dieser Antwort wurde nachher in Eckernförde auch der Kommandant des Bataillons Reuß, Oberst v. Heeringen, aufgefordert, ein kränklicher alter Herr, der nachher auf der Heimkehr im Bahnhof zu Altona gestorben ist. Er weigerte sich, zu unterschreiben. Offenbar quälten ihn die Kompetenzbedenken, die in der alten Bundesarmee eine so wichtige Rolle spielten: wenn der Herzog selbst nicht über die schleswig-holsteinischen Batterien verfügen durfte, so doch noch weniger der Oberst der vereinigten Linien des Hauses Reuß. Böse Zungen behaupteten nachher, der alte Knabe sei betrunken gewesen. Mein Vater erzählt nichts davon; er verachtete den Klatsch, der manchen Historikern für Geschichte gilt. Daher vermag ich über den Seelenzustand des reußischen Generalissimus nichts auszusagen. Genug, die Wiederaufnahme der Waffen war beschlossen, aber beide Teile suchten, wie in stillem Einverständnis, die Waffenruhe zu verlängern, um sich für den letzten Kampf vorzubereiten.

Die Offiziere am Schnellmarker Holz atmeten auf, als die Parlamentärslagge erschien und der Geschützkampf schwieg. Sie sahen jetzt wieder eine Möglichkeit, mit den Kameraden in den beiden Schanzen zusammenzuwirken. Sie alle, auch der Herzog, stimmten dahin überein, daß der Kampf fort dauern müsse. Den Herzog aber verließen jetzt die Kräfte. Diese 36 Stunden hatten ihm mehr zugemutet, als ein vermögender Fürst ertragen kann. Er war den letzten Tag über, bald zu Pferde, bald zu Schiff, unterwegs gewesen, um die Kieler Strandbefestigungen zu besichtigen; dann gleich nach der Rückkehr zum nächtlichen Marsche aufgebrochen, dann vormittags am Strande umhergezogen, endlich durch den unglücklichen Ritt und das Durchwaten der Sümpfe übel zugerichtet worden. Nach kurzem Verweilen bei seinen Truppen beschloß er, sie schon wieder zu verlassen; er fuhr nach Gettorf, um sich zu erholen und die Kleider zu wechseln. In seinem jugendlichen Leichtsinn hoffte er wohl, noch vor Ablauf der Waffenruhe zurückkehren zu können. Mein Vater, der

sich über diesen unverzeihlichen Entschluß seines Generals begreiflicher Weise nicht näher ausspricht, befehligte also wieder allein am Schnellmarkter Holze. Er entsendete alsbald den Rittmeister Fritsch nach Eternförde, um zu erkunden, wie es stehe und ob die Reservebrigade irgendwie mitwirken könne. Zur nämlichen Zeit schickte Jungmann aus der Nordschanze den Hauptmann Wuthenow herüber mit der Anfrage, ob die vier Geschütze des Hauptmanns Müller nicht eine Aufstellung nahe der Stadt nehmen könnten.

Die Entscheidung war nicht ganz leicht. Der Waffenstillstand war nicht auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen. Die Dänen nahmen es mit dem Völkerrechte nicht genau, sie hatten soeben während der Waffenruhe den einen Dampfer wieder unter Parlamentärflagge herbeigerufen, um die Segelschiffe hinauszuschleppen. Jederzeit konnten sie also das furchtbare Feuer gegen die Südschanze wieder eröffnen. Dann aber vermochten die am offenen Strande hinziehenden Nassauer nach menschlichem Ermessen ihr Ziel schwerlich zu erreichen, und die Vernichtung einer herzoglich nassauischen Batterie war in jenen Tagen ein sehr verantwortliches Wagnis für einen sächsischen Obersten. Mein Vater erzählt jedoch, daß er nicht einen Augenblick gezweifelt hätte. Er sagte sich: Sollen die Schleswig-Holsteiner alles allein tun? und sollen wir nichts wagen, da das Glück uns bisher so günstig war? Er befahl dem Hauptmann Müller — so berichtet Müller selbst — seine Geschütze gegen Eternförde hinzuführen, zwischen der Stadt und der Südschanze eine geeignete Aufstellung zu nehmen. Zum Abschied sagte er: „Gehen Sie mit Gott. Kommen Sie glücklich hin, so werden Sie das Ihrige tun, das weiß ich!“ Gar zu gern, so gesteht er, wäre er selber mitgeritten, doch unmöglich konnte er sein Kommando verlassen. In seinem kurzen Berichte an das sächsische Kriegsministerium, woraus die Denkwürdigkeiten des Herzogs einige Stellen mitteilen, spricht mein Vater, indem er dieser Vorfälle gedenkt, nur ganz im allgemeinen von den Beschlüssen „des Brigadekommandos“. Er wollte nicht sagen, daß er selbst

allein zur Stunde das Brigadekommando vertrat; die Abwesenheit seines Generals zu erwähnen, hätte er für unritterlich gehalten. Einige Tage später sagte ihm der Herzog einmal: Wäre ich dagewesen, ich hätte die Nassauer nicht abgesendet. Auf solche hingeworfene Äußerungen läßt sich nichts geben. Fest steht nur die Tatsache, daß der Herzog nicht zugegen war in dem einzigen Augenblicke, da das Kommando der Reservebrigade in die Lage kam, einen für den Ausgang des Gefechtes wichtigen Entschluß zu fassen.

Die Nassauer fuhren ab. Seltsam genug sahen sie aus in ihren grünen Fräcken mit gelbem Lederzeug und den hohen altfränkischen Tschakos. Der winzige Zug, der aus der Ferne, wegen der nachfolgenden Munitionswagen, allerdings etwas länger erscheinen mochte, beunruhigte die Dänen sehr; sie glaubten wieder eine große Artilleriemacht nahen zu sehen; doch sie störten ihn nicht. Hauptmann Müller stellte nun seine zwei Haubitzen und zwei Sechspfünder im Süden der Stadt hinter den Dämmen am Strande wohlverdeckt auf, nur 450 Schritt von dem Linien-
schiff entfernt. Er sah ein, daß die Feinde, auf den Sieg verzichtend, nur noch aus der Range, die sie umgriff, zu entkommen suchten. Diese Flucht zu verhindern, war seine Aufgabe. Darum richtete er, als die Deutschen nach 4 Uhr das Gefecht wieder begannen, seine Kartätschenladungen gegen das Verdeck und das Takelwerk des Linien-
schiffes; er segte das Deck und zerstörte die Masten also, daß keine Segel mehr aufgesetzt werden konnten; dann fuhr das Schiff fest, und er feuerte nun auch gegen den Schiffskörper. Unterdessen hatten die beiden Strandbatterien ihr Vernichtungswerk wieder aufgenommen. Die Südschanze schoß nunmehr, auf Jungmanns Geheiß, mit glühenden Kugeln, und die Wirkung war furchtbar, da die Schiffe jetzt so nahe am Strande lagen. Umsonst versuchte der notdürftig wieder hergestellte Dampfer „Hekla“ noch einmal Hilfe zu bringen, er mußte umkehren. Die „Gefion“ war schon seit Mittag fast wehrlos, ihre Mannschaft entmutigt, ihre drei Masten zerschossen, ihre Boote alle bis auf eines zerstört. Gegen 6 Uhr strich sie

die Flagge; nicht lange, und auch das von drei Seiten zugleich beschossene Linienschiff ließ den Danebrog niedersinken. Paludan sendete an Hauptmann Müller die Botschaft, daß er sich ergeben müsse.

Bald nach dem Wiederbeginn des Kampfes war der Herzog aus Gattorf zurückgekehrt. Er beobachtete dann am Schnellmarkter Holze lange den Gang des fernen Gefechts. Als ihm gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr der heransprengende Feldwebel der Nassauer die Siegesnachricht überbrachte, bestieg er sogleich einen in der Nähe haltenden Wagen und fuhr zur Stadt. Dort am Strande umringte ihn die dichtgedrängte Masse der aus der Nachbarschaft Herbeigeeilten, frohlockend über den wunderbaren Sieg, und mit der heitern Unbefangenheit des Fürsten nahm er die Glückwünsche der Dankbaren entgegen. Ihm, als dem vornehmsten der deutschen Offiziere, übergab der alte Paludan seinen Säbel. Schon vor seiner Ankunft hatte sich der tapfere Preußer an Bord des Linienschiffes rudern lassen, um die Einschiffung der Gefangenen anzubefehlen. Sie vollzog sich langsam, weil die See bei dem anschwellenden Ostwinde hoch ging, das Menschengetümmel am Strande die Bewegungen erschwerte, und nur wenig Boote zur Stelle waren. Deshalb mußte auch die zur Besetzung des Schiffes herbeigerufene Kompanie des Bataillons Reuß vorläufig noch am Strande bleiben. Von der Gefahr, welche dem Schiffe drohte, ahnte Preußer nichts; vom Lande her hatte man nur Rauch, aber keine Flammen über dem Deck bemerkt. Er verbot also alle Löschversuche, damit die Einschiffung der Gefangenen nicht verzögert würde, und in diesem Verhalten unterstützte ihn, wie es scheint, ein verzweifelter Feind, der dänische Kapitänleutnant Krieger. Der mochte wohl wissen, was bevorstand — wer kann hier etwas Sicheres sagen? — Doch als treuer Seemann wollte er sein geliebtes Schiff nicht in den Händen des Feindes lassen. Ob eine Rettung noch möglich war, scheint sehr zweifelhaft. Der durch einen Bombenschuß der Nordbatterie verursachte Brand währte schon seit Stunden. Gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr etwa flog das schöne Schiff in die Luft, den

Strand weithin mit Trümmern und Leichen bedeckend. Unter den Toten waren auch Preußer und Krieger. Als das Dunkel hereinbrach, wurde das Bataillon Gotha zur Bewachung der Einfahrt an den Eingang des Meerbusens nach Alschau und Noer entsendet und die „Gefion“ durch eine Kompagnie des Bataillons Neuß besetzt. Dies genügte für die nächsten Stunden. Denn die Befürchtung ängstlicher Gemüter, daß die beiden schwer beschädigten Dampfer noch in der Nacht zur Befreiung der Fregatte zurückkehren würden, erwies sich bald als lächerlich, und schon am Morgen traf eine aus Kiel herbeigerufene Matrosenabteilung ein, um das Schiff nach Seemannsbrauch notdürftig zu sichern.

Es war ein beispielloser Erfolg. Die Dänen verloren außer den beiden Schiffen 44 Offiziere und 981 Mann an Gefangenen, dazu 131 Tote und 92 Verwundete, die Deutschen nach einem Kugelwechsel von etwa 10 000 Schüssen nur 4 Tote und 14 Verwundete; davon entfielen ein Toter und 3 Verwundete auf die Reservebrigade. Der Ruhm des Tages gebührte zuerst dem Hauptmann Jungmann, nach ihm dem unglücklichen Preußer. Da das Gefecht wesentlich ein Kampf zwischen schwerer Artillerie war, und eine Landung nicht einmal versucht wurde, so konnte die kleine Reservebrigade mit ihrer Infanterie gar nichts, mit ihren sechs leichten Feldgeschützen nur eine bescheidene Beihilfe leisten. Und dies geschah redlich. Die beiden nassauischen Kanonen neben der Nordschanze kämpften unter Oberleutnant Werne den ganzen Tag hindurch kräftig mit. Hauptmann Müller half mit seinen vier Geschützen am Vormittag den einen Dampfer vertreiben, am Abend verhinderte er die Flucht des Linienschiffes. So heftete er eine wackere deutsche Waffentat als letztes Blatt in die vordem so ruhmreiche Geschichte des kleinen nassauischen Kontingents, das nun bald verschwinden sollte; und mit gutem Grunde führt eines unserer Feldartillerieregimenter noch heute den nassauischen Namen.

Der Herzog selbst hatte freilich keinen Grund, sich dieses Tages zu rühmen. Die Zeitungen aber nannten ihn fälschlich

den Höchstkommandierenden — denn ihm hatte ja Paludan seinen Säbel übergeben — und da er fast allein unter den deutschen Fürsten ein warmes Herz für die Sache Schleswig-Holsteins zeigte, auch im Rufe liberaler Gesinnung stand, so wurde er über alles Maß hinaus gefeiert. Das Gefecht, das uns heute so klein erscheint, erweckte in tatenarmer Zeit eine unbeschreibliche Begeisterung. Der stolze Danebrog gedemütigt, die Dänen auf ihrem eigenen Elemente besiegt! — das erschien wie der Sonnenaufgang der erträumten deutschen Seemacht — obgleich wir doch nur zu Lande gefochten hatten. In den Straßen Hamburgs rief das Volk den Herzog zum Deutschen Kaiser aus, die Kieler gaben „dem Sieger von Eckernförde“ noch im Juni ein glänzendes Fest, ungezählte Gedichte und Adressen verherrlichten seine Tat. Ein Poet Wilibald sang:

Nicht Bayern, Sachsen, Preußen,
Nicht Baden, Nassau mehr,
Nicht Hanseaten, Neußen!
Es naht ein deutsches Heer!

Und doch hatte gerade dieser Glückstag unwiderleglich erwiesen, daß es leider noch kein deutsches Heer, sondern nur Sachsen, Nassauer, Neußen gab. Die Fülle des Lobes stieg dem jungen Fürsten zu Kopfe, und in seiner schöpferischen Phantasie gestaltete sich nach und nach das Idealbild der Kriegsergebnisse, das er in seinen Lebenserinnerungen niedergelegt hat. Er mußte aber, wie Graf Beust und mancher andere Memoirenschreiber, noch bei Lebzeiten erfahren, daß niemand imstande ist, seine eigene natürliche Größe durch Selbstbekenntnisse auch nur um eines Zolles Länge zu erhöhen.

In unserem heutigen Heere wäre nach den Erfahrungen des 5. April sicherlich sofort ein tüchtiger General an die Stelle des Herzogs berufen und mit dem unbedingten Befehle über alle deutschen Streitkräfte, auch über die Strandbatterien, betraut worden. Daran war in der alten Bundesarmee nicht zu denken. Als der schleswig-holsteinische Kriegsminister, ein Zivilbeamter Jacobsen, am 8. April herüberkam, um der feierlichen

Bestattung der Gebliebenen beizuwohnen, da stellten ihm der Herzog und die Offiziere des Generalstabes dringend vor: während des Gefechtes hätte eigentlich niemand befehligt, für die Zukunft müßten also die schleswig-holsteinischen Truppen, auch die Batterien, dem Brigadekommando untergeordnet werden. Jacobsen sah das ein und gab die schönsten Worte, doch er tat nichts. Auch Prittwitz gab keine Antwort, als ihm der Herzog das nämliche Ansuchen stellen ließ. Denn mittlerweile hatte Jungmann, dessen Selbstgefühl durch den glänzenden Erfolg noch gewachsen war, über das Verhalten des Herzogs berichtet, und wer will es dem tapferen Manne verargen, daß seine Aussagen sehr scharf klangen? Delius antwortete: dem Herzog muß man den Daumen auf's Auge halten. Bonin aber ernannte Jungmann zum Major und Kommandanten von Eckernförde; er sagte ihm: Nehmen Sie keine anderen Befehle an, als von mir, und folgen Sie keinem anderen Räte, als dem Ihres tapferen Herzens! Das alles ließ sich menschlich wohl begreifen; doch die Folge war, daß die alte Verwirrung fortbauerte und nach wie vor zwei selbständige Kommandos auf engem Raume nebeneinander standen.

Mit Jungmann persönlich kam mein Vater immer gut aus; schon am 6. April verabredete er sich mit ihm über die Befestigung des Meerbusens. Die beiden Schanzen sollten verstärkt und am Südufer noch eine dritte erbaut werden, was auch in kurzer Zeit gut gelang. Aber welch ein widerwärtiger Zank tobte unter dessen um die einzige Trophäe, deren wir uns in diesen verworrenen Tagen erfreuten! Die Landmacht Deutschland war in der lächerlichen Lage, die erbeutete „Gefion“ durch Landtruppen beschützen zu müssen gegen einen Angriff der dänischen Flotte, der damals von aller Welt mit größerer Besorgnis, als meinem Vater recht schien, erwartet wurde. Sie konnte das Schiff nicht bemannen; denn die kleine, aus Kiel herbeigerufene Matrosenschar genügte nicht von ferne, um die Fregatte in See zu führen, und die gefangenen Matrosen, auch die deutschen, weigerten sich, unter einer anderen Flagge als dem Dannebrog zu dienen. Sie konnte es nicht einmal gegen neutrale Mächte völker-

rechtlich schützen, denn die neue schwarz=rot=goldene Flagge der Frankfurter Zentralgewalt wurde bisher nur von zwei Seemächten, Neapel und Belgien, geachtet, von allen anderen als Piratenflagge angesehen. Und wem gehörte die „Gefion“ jetzt? Die Schleswig-Holsteiner, die allerdings zu der Erbeutung weit aus das Beste getan, forderten sie für sich; sie hatten sich schon, trotz der Schwärmerei für die deutsche Seemacht, ein eigenes Marineamt und eine eigene Flottille geschaffen, und sie verfahren zur See ganz ebenso partikularistisch, wie zu Lande. Prittwitz dagegen beanspruchte die „Gefion“ für die Zentralgewalt, und er war im Rechte, wenn anders das neue Deutsche Reich mehr sein sollte als ein Name. Gleichwohl konnten die Schleswig-Holsteiner seinen Absichten nicht trauen; riet er doch damals dem Herzoge vertraulich, die erbeutete Flagge der „Gefion“ nicht der Statthalterschaft des Landes zu übergeben, sondern dem Reichsverweser, weil die Herzogtümer wohl nicht aufhören würden, der Krone Dänemark anzugehören. Kapitän Donner, ein geborener Holste, der die Kieler Matrosen an Bord der „Gefion“ befehligte, war von der dänischen zu seiner heimischen Flotte übergetreten, aber eine Zeitlang im Frankfurter Marineministerium tätig gewesen und darum schon den schleswig-holsteinischen Partikularisten verdächtig. Sie sagten ihm nach — ganz mit Unrecht — daß er das Schiff den Dänen wieder in die Hände spielen wolle; sie enthoben ihn seines Amtes in der heimischen Flotte, und fortan stand er als deutscher Reichskapitän, Macht gegen Macht, seinen eigenen Landsleuten gegenüber. Jungmann drohte einmal: ich werde meine Befehle an Bord der Fregatte mit der blanken Waffe durchsetzen.

Dieser Kampf zwischen Deutschland und Schleswig-Holstein berührte die Reservebrigade wenig. Nur die Garnison in Eckernförde machte Not. Dort war inzwischen das württembergische Bataillon eingerückt. Die Schwaben weigerten sich, dem Stadtkommandanten Jungmann, der sie ja gar nichts anginge, ihren Wachenrapport einzureichen, und was der Erbärmlichkeit mehr war. Da man die „Gefion“ auf hoher See nicht gebrauchen

konnte, so wurde sie als Blockschiff in dem inneren Hafen festgerammt und gleich einer Strandbatterie nur nach der Seeseite hin armiert. Ihre übrigen Geschütze und die aus den Wellen emporgeholtten Kanonen des Linienschiffs gingen zum Meere ab, nach dem Sundewitt und nach Fredericia, wo sie zum Teil von den Dänen wieder erobert wurden. Mehr als ein Jahr hindurch hat sich der Streit um die „Gefion“, eine Schmach für Deutschland, dann noch hingezogen, unter mannigfachen Wechselfällen, bis das Schiff endlich unter dem Schutze der anerkannten preussischen Flagge in einen sicheren deutschen Hafen eingeführt wurde.

Die Reservebrigade kam einige Tage nach dem Gefecht endlich vollzählig zusammen. Der Herzog führte in den Hauptquartieren zu Gattorf und Altenhof einen heiteren, gastfreien Hofhalt, der eine Zeitlang durch den Besuch der Herzogin verschönt wurde; er war als Wirt und Kamerad höchst liebenswürdig, aber kein Soldat, wenig bekümmert um den täglichen Dienst und bei seiner fieberischen Erregbarkeit unfähig, rasche, feste Beschlüsse zu fassen. Mein Vater, der die königlich sächsischen Reglements teilweise selbst verfaßt hatte und ganz in ihnen lebte, stand jetzt als Stabschef vor der schwierigen Aufgabe, noch acht andere Kontingente unter einen Hut zu bringen. Sie waren allesamt verschieden in Bekleidung, Bewaffnung, Kommando, so sehr, daß selbst der gemeinsame Postendienst Schwierigkeiten bereitete. Ihre Kommandanten zeigten alle den gleichen Stolz auf die Souveränität ihres Kriegsherrn, doch keineswegs alle die gleiche militärische Brauchbarkeit. Das Schmerzenskind der Brigade blieb das badische Bataillon. Diese Truppe hatte zwar den ganzen Winter über in den Herzogtümern gestanden, die vom Radikalismus weniger als die meisten anderen deutschen Lande durchwühlt wurden. Sie war jedoch schon vorher in der badischen Heimat durch das Aneipenleben und das Geschrei der Volksversammlungen gründlich verdorben worden. Das zuchtlose Volk trieb in den freien Stunden Wildddieberei, brach die Wegweiser ab, zerknickte die jungen Bäume, zerstörte die Tore der Knicks,

trieb Unfug jeglicher Art. Der vortreffliche Kommandant, Oberstleutnant v. Porbeck, klagte bitter: Ich habe so viel Strolche in meinem Bataillon! Als die Badener bei einer Umquartierung der Brigade nach Noer verlegt werden sollten, da verbat sich der Prinz von Noer flehentlich den Besuch der wüsten Gäste, und der Herzog willfahrte seinem Wunsche. So gemüthlich ging es in diesem Kriege zu. Nun kamen die Nachrichten von der Revolution daheim; eine Verordnung lief ein, unterzeichnet „Kriegsministerium. Eichler, Oberleutnant“; die Mannschaft hörte neidisch von den Kameraden, die in Rastatt zu Offizieren befördert waren; mehrere der Offiziere selbst begannen irre zu werden an ihrer Pflicht. Nicht das Ehrgefühl, nur die Macht der Umstände hielt dies einzige badische Bataillon, das dem Großherzog treu blieb, bei der Stange fest. Meutereien und Desertionen, die nach Bittwig's Befehle mit der äußersten Strenge verhindert werden sollten, wurden gar nicht gewagt. Einige Sorge bereiteten auch die Hanseaten. Es war ein Meisterstreich des alten Bundestags, daß er die Kraft der Hansestädte nicht zum Küstenschutz verwendete, sondern ihnen die Stellung einer Reiterchar zumutete. Für eine runde Summe von Mark und Schilling Lübisck hatten die reichen Städte doch ein paar ganz brauchbare Schwadronen zusammengebracht: geworbene, altgediente Reiter auf wohlgenährten Pferden. Aber im Offizierkorps herrschte Unfrieden — wenn man hier den stolzen Ausdruck Korps gebrauchen darf — und mein Vater hatte Mühe, den Bruderzwist der Hanseaten zu beschwichtigen.

Nach einigen Wochen zeigte sich schon, was der unverwundliche deutsche Soldatengeist vermag. Diese so töricht zusammengewürfelte Brigade hielt in guter Kameradschaft, ohne jede Störung zusammen. In der ersten Zeit wurde sie noch mehrmals durch Nachrichten von der Küste alarmiert, bald zum Kieler, bald zum Ederförder Meerbusen getrieben; doch jedesmal verschwanden die dänischen Schiffe. Nachher befahl Bittwig der kleinen Schar, auch noch das Land südlich des Kieler Busens, die große wagrijche Halbinsel, bis nach Neustadt hin zu be-

wachen. Wie sollte nun das andere Ufer des Meerbusens rasch erreicht werden? Man unternahm einen Versuch, ließ das Bataillon Reuß auf Booten von Kiel nach der Mündung der Schwentine übersetzen und kam zu der traurigen Erkenntnis, daß die Infanterie im Notfalle rascher zum Ziele gelangen würde, wenn sie einfach um die innere Spitze des Meerbusens bei Dorfgarden herum marschierte; die Zahl der vorhandenen Boote war zu gering, die Überfahrt währte zu lange.

Zum Glück kam die Brigade nie in den Fall, ihre Macht an den entlegenen Küsten Wagriens zu entfalten. Auf dem Meere ward es still und stiller, die Dänen sammelten ihre Kraft für die Schläge in Jütland. Der Krieg schloß ein, und bald fiel es schwer, die Truppen durch Exerciziren, Feldübungen, Revenuen genügend zu beschäftigen. Im Hauptquartiere lebte man bequem, ja faul, so gesteht mein Vater selbst. Öfters wurde der Prinz von Noer auf seinem schönen, gleichnamigen Landsitze besucht; die unterhaltenden Erzählungen des redseligen Schloßherrn fand mein Vater nicht immer ganz glaubwürdig — ein Urtheil, das heute, seit wir die Lebenserinnerungen des Prinzen kennen, wohl jeder denkende Historiker unterschreiben wird.

Auch an politischer Arbeit fehlte es nicht ganz. Der Herzog verhandelte mit meinem Vater lange wegen der Vereinigung seines Contingents mit der königlich sächsischen Armee. Er dachte dabei an den alten Plan einer sächsisch-thüringischen Staaten-Gruppe, an eine engere Verbrüderung des Gesamthauses Wettin; seine Regierung und seine Landstände hingegen bezweckten, wie sie sehr naiv aussprachen, schlechterdings nur „finanzielle Erleichterung“, da ihnen die in Frankfurt beschlossene Verstärkung der Bundeskontingente unerschwinglich schien. Die Entwürfe blieben liegen, weil Meiningen und Altenburg Militärkonventionen mit Preußen abschließen wollten und Gotha doch nicht allein vorgehen konnte. Am 27. Mai kamen die Statthalter Bessler und Graf Reventlow ins Hauptquartier, um vertraulich anzufragen, ob die achtundzwanzig deutschen Regierungen, welche die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt hatten, den Krieg

gegen Dänemark allein weiterführen würden, falls Preußen Frieden schloße. Natürlich konnte der Herzog nur eine ausweichende Antwort geben. Jedermann fühlte, daß der Waffenstillstand nahe bevorstand. Der Müßiggang dieser zwecklosen Kantonnierungen wurde für tätige Männer unerträglich, und mein Vater hielt sich verpflichtet, um Mitte Juni heimzukehren, als ihm der Befehl zukam, bei der Umgestaltung der sächsischen Armee den neuen Generalstab einzurichten.

Wir aber wollen das große, strenge Jahr 1866 in Ehren halten, das die Spußgestalten des alten Bundesheerwesens vernichtete. Eine Brigade von neun Nationalitäten werden wir nie wiedersehen und hoffentlich auch nie das häßliche Schauspiel eines Scheinkrieges. —
